

Weitermachen!

Was sonst?

Warum wir auf **kritischen Journalismus** und **wahrhaftige Geschichten** angewiesen sind – und was die gute, alte Redaktion damit zu tun hat

ESSAY: EDITH MEINHART



Mein Name ist Edith Meinhart, ich bin Journalistin. So habe ich mich in den vergangenen 30 Jahren zahllose Male vorgestellt. Wie das mit einer beruflichen Rolle so ist, musste ich zunächst in sie hineinwachsen. Als sie mir schließlich so selbstverständlich geworden war wie mein Name, stellte sich jedoch ein seltsamer Widerspruch ein.

Blogger, Influencerinnen, Moderatoren von Parteimedien, Content-Providerinnen auf Social Media, Welterklärer auf Youtube und Tiktok sowie die diversen Hervorbringungen der künstlichen Intelligenz bevölkerten nach und nach die mediale Landschaft – und warfen Fragen auf: Was genau unterscheidet sie alle von Journalistinnen und Journalisten? Wofür braucht es unser-eins noch?

Derverstorbene FPÖ-Chef Jörg Haider (1986 bis 2000) pflegte unbotmäßige Medien mit Gesprächsverweigerung zu bestrafen

Die beiden Aufdecker der Watergate-Affäre Carl Bernstein (r.) und Robert Woodward 1973 im Newsroom der "Washington Post"

und mit Klagen einzuschüchtern und geriet gleichzeitig als Opfer einer missgünstigen Medienmeute. Das Nachrichtenmagazin *Profil*, für das ich lange gearbeitet habe, stand besonders oft und lange im Bannstrahl. „Unerwünscht zu sein steigert die Arbeitsfreude der Journalistin“, konstatierte Haider-Biografin und *Profil*-Kolegin Christa Zöchling einmal trocken. Mit diesem inneren Kompass wurde ich beruflich sozialisiert.

Die FPÖ, von der sich rechtspopulistische und rechtsextreme Kräfte anderswo in Europa gerne etwas anschauen, trieb ihre Verachtung für freien, unabhängigen Journalismus indes weiter. Bei der jüngsten Nationalratswahl landete die Partei mit fast 30 Prozent auf Platz eins – nach einem Wahlkampf, der sich hauptsächlich in einer parteinahen medialen Sphäre abspielte, losgelöst vom öffentlich-rechtlichen ÖRF, von unabhängigen Tageszeitungen und Nachrichtenmagazinen.

Wo immer blaues Personal auftritt, wird es von einem Medientross umschwirrt, der ergeben fragt, wohlmeinend kommentiert und gefällig ins Licht setzt. Widersprüche kommen in dieser Parallelwelt gar nicht erst auf.

Fallweise gebärden sich diese Gefolgsleute wie echte Journalisten, die einander wie unvoreingenommen recherchierende Kollegen auf allen Kanälen, vom TV-Studio bis zu Messenger-Diensten wie Telegram, zitieren.

Nimmt man auch noch jene Millionen Menschen in den Blick, die sich, ohne Sendeanstalt oder Medienhaus im Rücken, mit ihren Erfahrungen, Ansichten und Schilderungen über das Internet an ein breites Publikum wenden, wird die Lage vollends unübersichtlich.

Was Journalismus ist und was nicht, ist in diesem Durcheinander an Information, Nachrichten, Geschichten, Erlebnisberichten, Parteipropaganda, Falschmeldungen, Hetzkampagnen und Gerüchten zunehmend schwer auszumachen.

Ein Journalismus, der es ernst damit meint, den Mächtigen – egal welcher politischen Farbe – lästig zu sein, gehört zu den Zumutungen, die eine liberale Gesellschaft im Sinne der größeren Checks and Balances hinzunehmen bereit ist und die illiberale Systeme ebenso wenig dulden mögen wie eine unbeugsame Justiz oder eine aufgeweckte Zivilgesellschaft.

Wenn sich, wie in Ungarn, neben einem Orbán-treuen, gleichgeschalteten Medienimperium ein freier, kritischer Journalismus hält, liegt das vor allem daran, dass diese kläglichen Reste den Mächtigen nicht mehr ernsthaft lästig sein können. So schilderte es der ungarische Journalist und Chefredakteur der Wochenzeitung *HVG*, Márton Gergely, vor Monaten bei einer Tagung in Innsbruck.

Eine liberale, demokratische Gesellschaft ist auf genau diesen der Macht lästigen Journalismus angewiesen. Die Pressefreiheit geht nicht notwendigerweise an ihren Feinden zugrunde; der Garaus droht ihr vielmehr, wenn die Zahl ihrer Freunde schwindet. So wie unabhängiger, kritischer Journalismus gewollt, gefördert und verteidigt sein muss, braucht die Demokratie ausreichend Demokratinnen und Demokraten.

Als solche werden wir nicht geboren. Es handelt sich um eine Rolle, die gelernt werden muss, wie die Regeln und Praktiken des Journalismus. Journalismus ist zunächst ein Handwerk, ist eine öffentliche Leistung, ist eine demokratische Infrastruktur. Er hilft Menschen zu verstehen, was rund um sie und in der Welt vorgeht.

Verstehen heißt: Hintergründe kennen, Handlungslogiken durchschauen, soziale Dynamiken sowie die in Rollen angelegten Optionen und Beschränkungen begreifen, Perspektiven und Möglichkeiten ausloten – das alles mit dem Ziel, die Willensbildung in einer Demokratie nachvollziehen zu können.

Der Fluchtpunkt bleibt stets der wache Geist, bleiben informierte Bürger und Bürgerinnen, die sich in das Gefüge eines auf Menschenrechten und Gewaltenteilung basierenden Staates einzubringen vermögen.

Dafür müssen Journalistinnen und Journalisten zum einen ihr Handwerk beherrschen und zum anderen die dafür nötigen Arbeitsbedingungen vorfinden.

Die Redaktion ist nicht nur ein Ort, an dem in arbeitsteiliger Anstrengung – unabhängig von politischen und wirtschaftlichen



Edith Meinhart ist eine österreichische Journalistin und Buchautorin. Sie hat viele Jahre beim österreichischen Nachrichtenmagazin *Profil* gearbeitet. Jetzt ist sie Mitarbeiterin beim Podcast „Die Dunkelkammer“. Ihr Buch „Cop und Che“ erschien 2024 im Mandelbaum-Verlag



Die Pressefreiheit geht nicht notwendigerweise an ihren Feinden zugrunde; der Garaus droht ihr vielmehr, wenn die Zahl ihrer Freunde schwindet

Dieser Essay ist eine überarbeitete Version einer Rede, die Meinhart im November 2024 im Presseclub Concordia gehalten hat

Interessen – journalistische Erzeugnisse entstehen, sondern auch ein Raum, in dem Geschichten besprochen, Beobachtungen, Einschätzungen, Recherchen geteilt und Fehler erörtert werden. In dem die Jüngeren von den Erfahreneren lernen, etwa wie bei der strittigen Autorisierung eines Interviews vorzugehen ist, und die Älteren von den Jüngeren etwas über – nur zum Beispiel – neue, digitale Formate erfahren.

Es ist der Ort, an dem sich ein berufliches Selbstverständnis formt, journalistischer Habitus, ethisches Standesbewusstsein. In der Praxis ist die Redaktion naturgemäß nie dieser Idealfall. Aber immer öfter ist sie nicht einmal eine Annäherung, sondern eine unter ökonomischen – und im Gefolge politischen – Druck geratene Kampfzone, in der Ältere und Jüngere, Redakteure und Freie, Online- und Print-Mitarbeiterinnen gegeneinander ausgespielt werden und Geschichten, die Klicks und schnellen Zitier-Ruhm bringen, das Maß aller Dinge sind.

Das ist einem Qualitätsjournalismus, der sich auf seine Fahnen schreibt, um keinen Preis käuflich zu sein, insofern nicht zuträglich, als dieser kompetentes, reflektiertes – also nicht ständig abgehetztes – Personal voraussetzt, Kolleginnen und Kollegen, die von ihrer Arbeit leben können und eine Redaktion hinter sich wissen, in der sie sich mit Expertise, lustvollen Zweifeln, Neugierde und Freude an ihrer Aufgabe auftragen und ihre Argumente schärfen können.

Dass Korrektoren vor der Veröffentlichung mit frischem Blick alle Texte nochmals lesen, erspart ihren Verfassern oft lässliche Peinlichkeiten, mitunter ärgerliche Fauxpas, die sie per Erratum zerknirscht einräumen müssten. Darüber hinaus werden Anwältinnen und Anwälte damit betraut, juristische Risiken einer Veröffentlichung abzuwägen. Aus leidenschaftlich-journalistischer Sicht sind die medienrechtlich entschärften Textversionen oft nur mehr halb so gut. Doch auch das gehört zum Handwerk.

Die wachsende Zahl freiberuflicher Kolleginnen und Kollegen sind an Redaktionen eher lose angebunden. Sofern sie nicht zu den „fixen Freien“ gehören, die regelmäßig von außen zuliefern und an Sitzungen teilnehmen, bleiben ihnen nicht nur kollegiale Annehmlichkeiten wie Zwischendurch-Fachsimeleien oder formlos weitergereichte Handynummern verwehrt, sondern ebenso Zugänge zu Nachrichtenagenturen, Zeitungsarchiven und Datenbanken, die für tiefeschürfende Recherchen unverzichtbar, für Einzelkämpfer jedoch unerschwinglich sind.

Die immer schwieriger werdenden Bedingungen, unter denen Redaktionen heute existieren müssen, verengen diese Begegnungszone, in der Blickwinkel wechseln, produktiv gestritten und voneinander gelernt wird. Sie zerstören das soziale und kulturelle Kunstwerk, das eine gute Redaktion darstellt, mithin jenen angstfreien Raum des kritischen Denkens, der in der dauergereizten Gegenwart nötiger denn je ist. Das spielt den Feinden der Pressefreiheit in die Hände, allen voran Rechtspopulisten, Autokraten, Möchtegernalleinherrschern und disruptionswütigen Oligarchen.

Zum Glück hat der Journalismus auch noch Freunde, was sich im Zuspruch äußert, den man als Journalistin fallweise bekommt, nicht selten verbunden mit

der Ermunterung, sich nicht unterkriegen zu lassen. Leichter ist dieser Beruf nicht geworden.

Für viele, die ihn ausüben, ist es der schönste Beruf der Welt, obwohl, davor darf man die Augen nicht verschließen, das Ansehen im Keller ist und Medien in einer Vertrauenskrise stecken. Das ist zum einen dem Algorithmus von Plattformen mit ihrer Algorithmus-getriebenen Beschleunigungs-, Erregungs- und Polarisierungslogik geschuldet, zum anderen selbst verschuldet. Stichwort: Inseratenkorruption.

Vor der US-amerikanischen Präsidentschaftswahl warnte die *New York Times* davor, Donald Trump zu wählen, denn er sei eine „Bedrohung für die Demokratie“. Die Geschichte lehrt, dass diese zuvorderst den Journalismus betrifft.

Nun, da in Österreich demnächst die FPÖ regieren könnte, heißt es für Demokratinnen und Journalisten: weitermachen, Standards hochhalten, sich nicht unterkriegen lassen. Was sonst? Wenn Medienunternehmen nicht sicherstellen, dass Redaktionen jenen unerschrockenen Journalismus pflegen, der es schon deshalb schwer hat, weil er viel Zeit und Geld verschlingt, braucht es dafür neue Wege und darüber hinaus vielleicht noch nicht dagewesene Formate.

Michael Nikbakhsh, mit dem ich beim *Profil* jahrelang zusammengearbeitet habe, rief vor zwei Jahren den Podcast „Die Dunkelkammer“ ins Leben, an dem ich seit meinem Abschied vom *Profil* mitarbeite.

In der boomenden Branche der Audio-Influencer finden sich behagliche Nischen für jedes Pläsierchen; es hindert einen Journalisten allerdings nichts daran, auch als Podcaster unabhängig, kritisch und investigativ zu arbeiten. Das beweist „Die Dunkelkammer“ aus meiner Sicht.

Doch müssen wir an dieser Stelle über ökonomische Voraussetzungen reden. Es ist nun einmal so, dass launige Reise-Podcasts oder Studiogespräche über die artgerechte Haltung von Haustieren bei Werbekunden deutlich beliebter sind als Formate, die sich mit Missständen befassen. Geld aber ist wie Blut: Areale, denen es zufließt, leben auf, während Bereiche, die unter einem Mangel daran leiden, austrocknen und absterben.

Wer, wenn nicht Journalisten schauen den Mächtigen dann noch auf die Finger oder erfüllen die im weiteren Sinn investigative Aufgabe, das Übersehene ans Licht zu bringen, das Unverständliche nachvollziehbar zu machen, Schicksale hinter Statistiken zu schildern, soziale Verwerfungen soziologisch, historisch, politisch zu erklären und – nicht zuletzt – Geschichten über das gesellschaftliche Große und Ganze zu erzählen, die Menschen nicht in eine Ohnmacht treiben, sondern Empathie fördern und uns befähigen, andere zu verstehen und mit ihnen zu kooperieren?

Der israelische Historiker Yuval Noah Harari spinnt in seinem Buch „Homo Deus“ diesen Gedanken weiter: „Demokratische Wahlen funktionieren üblicherweise nur innerhalb von Bevölkerungen, die a priori über ein gemeinsames Band verfügen (...).“ Und weiter: „Mit Hilfe von Wahlen lassen sich nur Meinungsverschiedenheiten zwischen Menschen beilegen, die in grundlegenden Fragen bereits einer Meinung sind.“

Die Demokratie braucht in diesem Sinn sowohl Kontrolle als auch Narrative, die uns mit dem Unverständlichen und Fremden vertraut machen.